In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 48. Posen, den 27. Februar 1929. 3. Jahrg.

Das kalte Nest.

Originalroman von Lisa Barthel-Winkler.

(8. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Gott ja denn, Selbstsucht! Aber verstehen Sie doch! Sollen sich alte, verdiente Offiziere beiseite schieben lassen, weil tagespolitische Richtungen sie verdrängen? Sollen sich treue Beamte abbauen lassen, weil junge, wenig gelernte nach Tätigkeit drängen? Sollen Mütter ihren Töchtern im Haushalt weichen, weil die Jüngeren ihre emsige, sorgsame Arbeit belächeln und sie um Vergnügungen und eitlen Putz in die zweite Reihe stellen? Sollen Väter den Söhnen weichen? Sagen Sie ernsthaft: liegt nicht eine namenlose Tragik in unserem Schicksal? Ein zertretenes Geschlecht, das sind wir Alternden. Nein!" Frau Graetz erhob sich schwer aus dem Sessel und stand groß, hart und schlank vor Eugen Gutmann. „Niemals werde ich das anerkennen können, diese bedingungslose Abkehr von der Ueberlieferung, dieses, mit fliegenden Fahnen zum Neuen übergehen! Ich lebe mein Leben, ich handle mein Handeln, ich verantworte mein Tun!"

Eugen Gutmann sah sie von unten auf aus seinen glänzenden dunklen Augen an.

„Schade!"

„Was meinen Sie?"

„Daß Sie schon gehen wollen. Ich hätte mich so gern mit Ihnen gestritten."

Ein kleines Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Ich habe noch zu tun, treppauf, treppab. Aber gelegentlich wieder. Ich werde Sie schon noch zu meiner Meinung bekehren! Aber Sie sind viel zu sehr Idealist —"

„Schwärmer, Träumer, Weltfremder — oder sagen Sie doch mit dem Faust: Ein sehnsuchtsvoller Hungerleider nach dem Unerreichlichen!"

Nun mußte auch Frau Graetz lachen. Sie bot ihm die Hand.

„Kennen Sie eigentlich meine zukünftige Schwiegertochter?" fragte sie unvermittelt.

„Nein, Frau Graetz."

„Da würden Sie Gegenliebe finden, wenigstens mit Ihrer Anschauung vom Wesen der Gegenwart. — Adieu!" sagte sie mit betonter Absicht.

„Mit Gott, mit Gott!" widersprach er. „Meinetwegen auch: Leben Sie wohl! Ich sage: Auf Wiedersehen!"

Lachend ließ sie sich von ihm hinausführen.

Die Hochzeitsreise der Schwiegermutter.

Ein Gewitterschauer trieb sie vom Park fort in das kleine Kaffeehaus am Tor. Nur wenig Leute saßen darin, die Glühlämpchen unter den bunten Seidenschirmen warfen einen traulichen Schimmer über die Marmortische; ein leiser Rauchduft schwang sich durch den Raum.

Hanns Herbert nahm Hedwig Hut und Jacke ab, hängte sie an den Ständer und schob ihr den Stuhl zurecht. Wortkarg saßen sie beieinander. Erst als der Kellner die Schokolade und den Kuchen brachte, hob Hedwig die Lider und sah Hanns Herbert fest an.

„Nun muß ich es dir sagen, Hanns!"

Sie legte ihre Linke auf seine Hand.

Verwundert über ihren Ernst neigte er sich vor.

„Nun? Was hast du denn auf dem Herzen?"

„Erinnerst du dich noch an das, was ich dir von Hanke sagte, dem alten Geschäftsfreund meines Vaters?"

„Ja, Hedwig."

„Er ist zahlungsunfähig. Du weißt, mein Vater hat für ihn gebürgt — und . . ." Sie brach ab. Die Ader an ihrem Hals zuckte so heftig, als wolle sie die weiße Haut sprengen. „Kurz und gut," fuhr sie fast heiser fort, „meine Eltern verlangen von mir mein erspartes Geld. Leihweise. — Du, das Geld, von dem ich — du weißt ja!"

Ihre von unterdrücktem Weinen geröteten Augen bettelten.

Ueberrascht lehnte Hanns Herbert sich in den Korbsessel zurück. Unter einem Lächeln teilten sich seine Lippen; seine weißen Zähne blitzten.

„Ja — und?"

Ihre Hand umklammerte beschwörend die seine.

„Hanns Herbert, bedenke doch: das Geld, das uns unsere Wohnung bauen sollte! Unser Liebesnest! Das Geld, das ich mit all meinen Träumen und guten Wünschen, mit dem Besten, was ich in mir fühle, zusammensparte . . .! Das, das soll ich hergeben . . ."

„Aber Kind!" Seine lächelnden Lippen schlossen sich wieder. Die Falte schob sich zwischen die Augenbrauen und machte sein Gesicht älter und strenger. „Hängst du so am Geld? So kenne ich dich doch gar nicht? Natürlich kannst du deinen Vater nicht im Stich lassen, wenn er dich darum bittet."

Sie schrak zusammen. Angstvoll legte sie auch die andere Hand auf die seine, als wolle sie ihm die Gedanken, ihre Gefühle, die verborgensten Träume ihres Herzens mitteilen in diesem Druck.

„Es ist ja nicht das! Was frag' ich nach Geld! Aber gerade jetzt! Du weißt, Hanns Herbert, ich kann nicht mit deiner Mutter zusammen leben! Ich werde unglücklich darüber!"

„Hedwig!" Mit einem Ruck entzog er ihr seine Hand. „Wenn du etwas nicht genau weißt, darfst du es nicht behaupten! Du hast es noch nicht einmal versucht, mit meiner Mutter zu leben. Vergiß nicht: sie ist doch meine Mutter! Sie hat mich geboren, auferzogen, mit tausend Sorgen und Opfern umgeben — lehnst du sie so einfach schroff ab — dann liebst du auch mich nicht!"

„Hanns —"

Er betrachtete seine Fingernägel und schwieg.

„Natürlich kann ich dich begreifen!" sagte er endlich achselzuckend. „Am schönsten ist ein eigenes Heim. Das ist gar keine Frage. Aber müssen in dieser Zeit der Wohnungsnot nicht Tausende, Hunderttausende darauf verzichten? Leben nicht arme Menschen in noch viel schlimmeren Verhältnissen?"

„Ja, Hanns Herbert. Und ich bedaure jeden — jeden einzelnen Menschen und jede Familie — aber vor allen Dingen jedes junge Paar, das sich unter diese harte

Not beugen muß. Glaub' mir, an dem Elend unserer Zeit ist mit am meisten die Wohnungsknappheit schuld."

Er lachte gezwungen.

„Nun, knapp kannst du eine Wohnung von acht Zimmern wie die unsre kaum nennen — und wenn wir drei Räume vollkommen für uns allein haben —"

Hedwig stützte die schmerzende Stirn in die Hand.

„Auch das ist es nicht. Ich könnte glücklich sein in einem einzigen Raum. Aber — deine Mutter ist alt und ich bin jung. Sie hat ihre Erfahrungen hinter sich; ich will die meinen erst machen."

„Gerade deshalb solltest du doch froh sein, Hedwig! Wie manches wird dir meine Mutter sagen und wie oft wird sie dir helfen können. Sie ist sehr klug, sie hat einen scharfen Verstand! Ich war oft beschämt von ihrer Folgerichtigkeit! Sollte deine Liebe nicht wirklich stark genug sein, Hedwig, neben mir auch die Frau in dein Herz zu schließen, die ich Mutter nenne?"

Bittend umfing sie sein Blick. Lange sahen sie sich gerade in die Augen. Tiefe Röte stieg in Hedwigs blasse Wangen.

„Ich liebe dich, Hanns Herbert! Ich liebe dich . . . ich will dich nicht verlieren . . ." flüsterte sie.

Tief neigte sich ihr Kopf; Tränen tropften auf ihr Kleid. Erschüttert streichelte er ihren Arm.

„In vier Wochen, Hedwig, wenn du willst!" sagte er leise. „Glaub' mir, alles, was du jetzt schwarz siehst, wird zusammenschrumpfen, wird zunichte werden unter unserem Glück. Wenn du nur recht liebst — und ich nur recht liebe — dann wird uns von außen nichts anfechten können!"

Unter tränenfeuchten Wimpern sah sie ihn an.

„Wenn du nur recht liebst — und ich nur recht liebe. Ja, Hanns Herbert. Vielleicht hast du recht. Ich bitte Gott darum, daß du recht behältst. Es wird mir unsagbar schwer, es ist mir, als würge mich eine Angst, aber ich will es versuchen."

„Dank, Liebling, heißen Dank!"

„Ich will!"

Fest umschlossen sich ihre Hände. Ein Leuchten ging aus von Hedwigs bleichem Gesicht. —

Ohne Tränen, gefaßt und ohne Zögern, händigte am Abend Hedwig Mayland ihrem Vater das eigene Geld ein. Der alte Mann beugte sich über ihre Stirn und küßte sie. Er wollte sprechen, aber die Lippen versagten ihm.

Die Mutter erfuhr es erst am andern Tag. Sie sah Hedwig von der Seite an und öffnete den Mund, um ihr ein paar Worte zu sagen. Doch auf Hedwigs ernstem Gesicht lag soviel verschlossene Ruhe, sie schien so in sich versunken, daß Frau Marta es nicht wagte, alltägliche Redensarten auszukramen. War es auch schließlich nicht einfache Kindespflicht? Sollte man da noch schöntun und danke sagen? Ach, sie war eine gerade und aufrichtige Frau und liebte diese Firlefanzerei nicht.

So schwieg sie, und solange Hedwig noch im Haus ihrer Eltern war, wurde kein Wort mehr darüber verloren. —

In linden Mainächten rieselte Regen; am Tag strahlte die Sonne; die Lindenblätter leuchteten goldengrün; der Flieder duftete aus jedem Parkwinkel, über bergende Mauern, und die Amseln sangen.

Eines Morgens hob sich die Sonne in ihrem königlichen Sternenbogen und weckte Hedwig Mayland. Traumumfangen schlug sie die Augen auf; aber dann küßte ein Sonnenstrahl sie auf die Stirn und sie wußte: heut'!

Heut war der Tag ihrer Hochzeit . . .

Alles Vergangene versank in ihr. Was sie in den letzten Wochen an Enttäuschungen, Entsagen und Leid erfahren, ging unter in dem einen einzigen Gedanken: heut' — heut' reiche ich ihm meine Hand zum Bund. Heut' werde ich sein Weib.

Fast scheu begann sie sich anzukleiden. Heut' nur allein sein — fliehen vor der Welt — versinken in das Wunder dieses einen, einzigen, höchsten Tages.

Aber sie wußte: heut' gab es ein lautes Fest; man hätte sie bestaunt und belächelt, wenn sie ihre Gedanken offenbart hätte. Am Hochzeitstag allein sein . . .?

Liebkosend strich sie ihre schweren Haare zurück, kämmte und flocht sie, langsam, ganz langsam. Und steckte sich zum letztenmal die Flechten um den Kopf. Ganz jung so, ganz kindlich.

Ein harter Knöchel schlug gegen die Tür.

„Hedwig, nun mach' doch! Die Bornemann ist da — wann soll sie dich denn in Ordnung bringen?"

Siedendheiß schoß es im Schreck durch sie hin. Die Hand auf dem Herzen, lauschte sie der ungeduldigen Stimme der Mutter nach.

„Frau Bornemann? Ich hab' sie doch nicht bestellt?"

„Du bist ja überhaupt so gedankenlos in diesen Wochen! Ich war gestern unten bei ihr. Das ist doch selbstverständlich, daß du dir heute das Haar anständig machen läßt! Das gehört sich doch so. Sie hat die Scheren schon aufgelegt in der Küche — komm raus!"

Schmal preßten sich Hedwigs Lippen aufeinander. Feindlich sah sie auf die Tür. Nach kurzem Schweigen schüttelte sie heftig den Kopf.

„Nein!" sagte sie bestimmt. „Schick sie wieder fort. Ich will nicht!"

„Herrgott, so öffne doch wenigstens! Fortschicken! Was denkst du dir denn? Sie ist doch bestellt! So ein Eigensinn!"

„Ich will noch eine Viertelstunde allein sein, Mutter."

Murmelnd, fast erstickt klang es. Draußen rüttelte Frau Mayland an der Klinke.

„Was soll denn Hanns Herberts Mutter dazu sagen? Hochzeit ohne gebrannte Haare! Willst wohl aussehen wie aus dem vorigen Jahrhundert? Na, wenn dein Eigensinn sich so weiter entwickelt, kann deine Ehe ja noch hübsch werden!"

Hedwig antwortete nicht mehr. Eine kalte Hand griff nach ihrem Herzen. Mit geschlossenen Augen stand sie regungslos im Zimmer.

Mürrisch tappte draußen Frau Mayland fort.

Zwei Stunden später stand Hedwig in ihrem Brautkleid vor den Müttern. Schlicht und hauchfein die weiße Seide in zarten Falten nieder; der Schleier und der Myrtenkranz umrahmten das stille, blasse Gesicht.

„Der Schleier fällt zu sehr ins Gesicht!" mäkelte Frau Else Graetz.

„Aber so ist es jetzt modern!" wagte Frau Mayland zu entgegnen. Verstohlen prüfte sie Frau Elses schwarzes Seidenkleid. Es war nicht ganz neu und nicht ganz nach dem Schnitt. Und sie hatte es doch dazu . . .

Frau Marta selbst prangte in einem lila Kleid, das die Schneiderin erst vor einer Stunde abgeliefert hatte.

„Und für meinen Geschmack ist das Kleid zu kurz," tadelte Frau Else weiter. Sie befühlte Hedwigs seidene Strümpfe, musterte die Schuhe, die Handschuhe. „Halt dich nur grade! Die miederlose Mode ist so schlapp . . ."

„Aber bequem!" lachte Frau Mayland keck. Sie streckte ein mütterliches Bäuchlein vor.

„Das Bequeme ist nicht immer das Beste," lehrte Frau Else. „Man muß auf sich achten. Bequemlichkeit schwächt den Willen."

Unter den Lidern glitten Hedwigs Augen von einer zur anderen. Ihre Mundwinkel senkten sich leicht nach unten.

„Ja," seufzte leise Frau Graetz und ließ sich auf das rotsametne Sofa in Maylands guter Stube nieder. „Dann wünschte ich, daß alles erst vorüber wäre. Solche Tage werfen aus dem gewohnten Gleis und strengen an. Ich werde mich nach dem Essen gleich umziehen, und heut nachmittag um vier fahre ich."

„Wohin?" fragte Frau Mayland neugierig.

(Fortsetzung folgt.)

Puccinis letzte Akkorde.

Von S. O. Fangor.

Gegen Ende Februar 1924, also etwa neun Monate vor seinem Tode, begann Puccini zu merken, daß in seinem Hause etwas nicht in Ordnung war. Ein dumpfes Druckgefühl, begleitet von zeitweisem Brennen, hatte sich dort eingestellt, und auch mit seiner Stimme war eine sonderbare Veränderung vor sich gegangen: ihr tiefer, wohlklingender Baß hatte allmählich beinahe tenorale Höhe erreicht.

Puccini, dessen Gesundheitszustand immer glänzend gewesen ist, maß diesen Symptomen keine sonderliche Bedeutung zu. „Na also,“ scherzte er, als ihm der Wechsel seiner Stimme aufgefallen war, „jetzt brauche ich wegen der Besetzung der Kalaf-Partie nicht mehr in Sorge sein, ich werde sie einfach selber singen!“

Da aber die Familie auf ärztliche Konsultation drängte, ließ er sich zum Aufsuchen eines Spezialisten bewegen. Die erste Diagnose lautete vollkommen beruhigend und die verordnete Behandlung erstreckte sich lediglich auf die üblichen Maßnahmen: Gurgeln, Pinseln und Einschränkung im Rauchen. Das letztere war ein schwieriges Problem, denn Puccini, der von frühmorgens bis in die späte Nacht seine geliebte Zigarette zwischen den Lippen hielt, wollte von einer derartigen Kasteiung nicht einmal hören.

Wochen und Monate vergingen, doch das Uebel, dessen wahre Natur von den Aerzten unerkannt blieb, hatte nicht nachgelassen. Puccini konsultierte eine Reihe weiterer Spezialisten, versuchte dies und jenes, stellte zuletzt sogar das Rauchen ein, die erhoffte Besserung blieb aber aus.

Zu diesem Zeitpunkt schien es bereits, als ob eine Ahnung des ihm bevorstehenden Schicksals seine empfindsame Seele gestreift hätte. Wiederholt ging er zum Klavier, nahm die dort liegenden Skizzen des letzten „Turandot“-Aktes in die Hand und sagte: „Ich weiß, daß ich die „Turandot“ nicht mehr beenden werde, wie Boites „Nero“, wird auch diese Oper Toscanini zum Abschluß führen . . .“ Oder aber: „Alles ist schon da, und es fehlt nur noch eine letzte Willensanstrengung, um es zu sichten, zu ordnen und auszufeilen . . . Doch die Kraft zu diesem Willen fehlt mir, denn ich habe nicht mehr die Ruhe, mich innerlich zu konzentrieren . . .“

Seine Mitarbeiter, die wegen der „Turandot“ jetzt öfters zu ihm kamen, gaben sich redliche Mühe, ihn seelisch aufzurichten, und manchmal gelang es ihnen auch, seine Niedergeschlagenheit für Stunden, ja selbst für Tage zu zerstreuen. In Wirklichkeit aber lag es schon wie Todesstimmung über diesem Hause, während ein gezwungenes, unfrohes Lachen noch seine Räume durchtönte . . .

Eines Abends führte er Toscanini und den Librettisten Forzano in das Zimmer, wo sich sein Radioapparat befand. „Bin neugierig, was man heute zu hören bekommt,“ sagte er zu Toscanini. „Hoffentlich meldet sich wieder der Engländer von gestern. Ich möchte, daß du ihn hörst, der würde dich bestimmt interessieren.“ Man setzte sich und legte die Kopfhörer an. Eine Zeitlang war lediglich ein chaotisches Summen vernehmbar, dann ließen sich allmählich die Töne eines Klaviers unterscheiden und plötzlich wuchtete eine todesbange Melodie an das Ohr der Lauschenden: der Trauermarsch von Chopin . . . Keiner von den dreien sprach ein Wort, aber in den Blicken aller konnte man lesen, daß jedem von ihnen der gleiche Gedanke durch den Kopf geschossen war . . .

Auf Puccini machte dieses ominöse Tonstück einen tiefen Eindruck. Während die Hügel rund um Viareggio sich mit dem satten Gelb der absterbenden Blätter schmückten, sprach er jetzt öfters von der Möglichkeit seines nahen Todes. „Es wäre mein Wunsch,“ sagte er einmal, „daß mein Leichenkondukt über den See ziehe, die Barken hintereinander in langer Linie . . .“ Er liebte dieses Wasser mit einer unnennbaren Zärtlichkeit und immer wieder kehrten seine Gedanken zu ihm zurück.

Am 26. Oktober — sein Freund Guido Marottin weilte gerade bei ihm — fühlte er sich überraschend wohl.

„Maestro,“ sagte da Marotti, „warum gehen wir nicht ins Musikzimmer? Ich bleibe bei Ihnen und Sie werden trachten, ein wenig zu arbeiten . . . Der heutige Abend scheint mir günstig zu sein! . . .“

Er ließ sich überzeugen — erzählt Marotti — worauf wir die Treppe zu seinem Arbeitszimmer hinaufstiegen. Ich schritt voran, und als ich beim Klavier angelangt war, legte ich unwillkürlich meine Hände auf die Tasten und stimmte die ersten Akkorde des „Tristan“-Vorspiels an.

„Spiel' weiter,“ sagte Puccini.

Ich folgte seinem Wunsche, aber nach einigen Takten mußte ich aufhören, denn ich kannte die Noten nicht auswendig. Als ich aufgestanden war, setzte sich Puccini selber an den Flügel und begann ebenfalls mit dem Präludium, doch bei dem Takte, wo ich stecken geblieben war, konnte auch er nicht weiter.

„Gib mir die Partitur,“ sagte er und machte für einen Augenblick eine Pause.

Mit den Noten vor sich, begann er wieder von neuem. Ich, der ich genau wußte, ein wie schwacher Klavierspieler er war, mußte jetzt staunen, wie ergreifend schön er die Klangfarbe des Präludiums diesmal getroffen hatte: aus den morbiden, schluchzenden Seufzern stieg die melodische Linie mit bezwingender Innigkeit empor, schien sich den geheimen Wurzeln des Lebens zu entreißen, wurde machtvoll und berauschend, hüllte alles um sich in die Verzückung spasmatischer Liebesqual. In diesem Ozean verschmachtender Klangwellen erschien mir Puccini wie verklärt. Und als in den Bässen die letzten Töne verklungen waren, da hatte er den Kopf etwas zurückgelehnt und die Augen geschlossen . . . Plötzlich aber stand er auf, packte die Noten und warf sie von sich.

„Genug davon!“ rief er und man sah, wie ein Schauer ihm über den Rücken lief. „Wir sind nur armselige Dilettanten und Mandolinisten angesichts dieser Musik: wehe, wenn wir uns von ihr niederzwingen lassen! Diese schreckliche Musik vernichtet den Menschen und läßt keinen anderen Gedanken mehr aufkommen! . . .“

Einen Augenblick stand er noch wie entgeistert, dann raffte er sich auf, nahm die auf dem Klavier liegenden Turandot-Blätter und griff jetzt wieder in die Tasten: Das Duett zwischen Kalaf und Turandot war es, die leuchtende, strahlende Apotheose warmblütiger Liebe . . .

Nie mehr berührten seine Finger die Tasten des Klaviers. Zwei Tage später wurde von Professor Toti in Florenz die richtige Diagnose gestellt und schon am 4. November trat Puccini seine Todesreise nach Brüssel an.

Nüchterne Gedanken.

Von M. Sostschenko.

Ich sage nicht, daß es bei uns viele Betrunkene gibt. Betrunkene gibt's bei uns gar nicht so viele. Im ganzen Monat Mai bin ich nur über einen gestolpert, den der Suff hingestreckt hat. Und zwar lag er quer auf dem Bürgersteig. Ich wäre im Dunkeln beinahe auf ihn getreten. So ein Teufel.

Ich sehe genauer hin — da liegt ein Kerl, sternhagelvoll, heult und wischt sich das Maul mit der Mütze ab.

„Steh auf, Onkelchen, sag ich, was liegst du hier so breit wie in einem Doppelbett?“

Und will ihn aufrichten, er aber wehrt sich.

„Was heulst du, blöder Tropf?“

„Ach,“ sagt er, „ich bin so gekränkt . . .“

„Was kränkt dich denn?“

„Weil die Menschen so'n Pack sind,“ sagt er.

„Wieso ein Pack?“

„So, sie gehen einfach vorbei . . . Eilen vorwärts, ohne sich umzusehen . . . Gönnen einem nicht einmal einen Blick, was da wohl für ein Mensch liegt, ein Betrunkener oder vielleicht ein Verunglückter . . .“

„Du bist aber betrunken . . .“

„Na, natürlich bin ich betrunken,“ sagt er. „Aber ich hätte doch auch hinfallen können, ohne betrunken zu sein. Gibt es etwa wenig solcher Fälle . . . Es hätte mein Fuß, sagen wir, auch wenn ich nicht betrunken wäre, eine falsche Bewegung machen können . . . Oder überhaupt, der Atem wäre mir weggeblieben . . . oder sonst was . . . Die Leute aber meinen, geh nur über ihn weg, eile nur vorwärts und lauf deinen Geschäften nach . . .“

„Uff!“ sage ich, „du bist aber doch betrunken.“

„Ja,“ sagt er, „gewiß bin ich nicht nüchtern. Jetzt allerdings bin ich schon ein wenig zu mir gekommen, ich liege schon seit zwei Stunden hier, absichtlich . . . Und daß in den zwei Stunden ein Hund wenigstens nach mir gesehen hätte — man kann ja vor Kränkung sterben. Krepier also unter den Füßen der Vorübergehenden, heißt es, auch wenn du nicht betrunken bist. Was folgt daraus? Daraus folgt, daß die Menschen heutzutage kein Herz haben. Früher, wenn man einmal hingefallen ist, da haben sie einen umringt, hielten einem Eau de Cologne vor die Nase hin, rieben einen. Natürlich bis sie merkten, was los war. Wenn sie's gewahr wurden, ließen sie einen freilich liegen. Und heutzutage, wie ist es da?“

Ich hob meinen armen Betrunkenen in die Höhe, richtete ihn auf. Gab ihm einen kleinen Ruck, um ihn in Bewegung zu setzen. Schön, er setzte sich in Bewegung.

Nach fünf Schritten jedoch ließ er sich auf einer Stufe nieder.

„Nein,“ sagte er, „ich kann nicht gehen, ich bin zu gekränkt. Tränen verschleiern mir die Augen. Die Menschen sind zu hartherzig.“ (Aus dem Russischen übersetzt von Fega Frisch.)

Der französische Scharfrichter im Amt.

Eine öffentliche Hinrichtung in Straßburg.

Aus Straßburg wird uns berichtet:

Zum dritten Male, seitdem die Trikolore wieder über Straßburg weht, ist Herr Deibler, der populäre französische Scharfrichter, von Paris nach Straßburg gefahren, und ein Eilgut-Expreß brachte kurz vorher seine Maschine hierher. Der Eisenbahnwaggon ist für diesen Transport der Pariser Guillotine in

die Provinz besonders eingerichtet; er fährt jedesmal plombiert und wird an seinem Ankunftsort von Herrn Deibler selbst feierlich geöffnet. Der Herr Scharfrichter ist zweifellos ein jovialer Herr, rundlich und, wie er sagt, „herzkrank, aber nicht durch meine Tätigkeit". Er hat in Paris ein schönes Haus, aber viel Aerger mit seinen Mietern. In manchen Provinzstädten beklagt sich Herr Deibler über die sonderbare Haltung der Leute ihm gegenüber; so wollte man ihn z. B. vor einiger Zeit in einem Hotel in Mittelfrankreich nicht aufnehmen. „Ich weiß nicht, was die Leute gegen mich haben, ich tue doch niemand etwas zuleide", sagte Herr Deibler in aller Aufrichtigkeit zum Bürgermeister jener Stadt und ließ am nächsten Morgen seine Guillotine pflichtgemäß spielen.

Diesmal kam Herr Deibler, natürlich 1. Klasse, also zum dritten Male nach Straßburg, um innerhalb von acht Jahren seine dritte öffentliche Hinrichtung, wie es das französische Gesetz vorschreibt, vorzunehmen. Am 20. Oktober 1921 köpfte er die beiden Raubmörder Luntz und Frintz, am 26. Februar 1925, am Aschermittwoch, den Lustmörder Blies, und diesmal, am vorigen Freitag, also auch wieder in den Karnevalstagen, den Mörder Emile Quirin. Dieser Mann hatte einen ihn verfolgenden Beamten kaltblütig niedergeknallt und seine Tat bis zuletzt geleugnet. Die Hinrichtung fand auch diesmal wieder in der Gießhausgasse statt, vor dem Gefängnis. Die Ablehnung seines letzten Gnadengesuches war Quirin vorschriftsgemäß erst eine Stunde vor der Hinrichtung mitgeteilt worden. Es war 5.40 Uhr früh. Der Mörder blieb seelenruhig. Er rauchte die dargereichten Zigaretten, trank das Glas Rum, das man ihm darbot, forderte sogar noch ein weiteres, weil es „nützlicher ist als Weihwasser", und wies spottend mehrere Male jeden priesterlichen Beistand zurück. Er habe seine Sache mit unserem Herrgott selbst ins Reine gebracht, der Geistliche sei ein Mensch und könne ihm doch nicht helfen. In diesen und ähnlichen Worten darf man wohl ein indirektes Geständnis seiner Schuld erblicken. Zynische Bemerkungen nach dieser und jener Seite, kein Zeichen der Einkehr und Reue, im Gegenteil Worte der Verstocktheit und Verhärtung. Erst als er den Weg zum Schafott antrat, kamen die Worte über seine Lippen: „Ich bedauere, ich hätte doch beichten sollen. Nun, jetzt ist es zu spät." Und der Schrecken schien ihn jetzt zu übermannen. Wankenden Schrittes, auf die zwei Schergen gestützt, trat er zur Guillotine. Die Menge, von Polizei und Militär zurückgehalten, wogt auf und ist dann rasch totenstill.

Quirin sieht die Maschine mit dem blanken Beil, den schweren Balken und dem Wippbrett. Er schwankt etwas. Herrn Deiblers Gehilfen packen den Mann mit dem entblößten Hals, drücken ihn gegen das Brett, wippen es von der Senkrechten in die Wagerechte, schieben es unter das Beil. Herr Deibler hebt die rechte Hand. „Sssst" macht das Beil — ein dumpfer Klang, Kopf und Körper, voneinander getrennt, fallen nebenan in einen langen Korb. Es ist 6.30 Uhr. Herr Deibler verneigt sich leicht vor der Gerichtsgruppe und den wenigen Pressevertretern. Der zerteilte Mensch liegt schon im Totenwagen, der zur Anatomie rast. Die beiden Gehilfen spülen das Blut vom Brett, lösen die Balken, packen zuerst das große Messer ein.

Der Menschenschwarm summt in kaltem, nebligem Morgen weg. Ich höre hinter mir: „Was ziehst du auf den ‚Bal rouge' an?" — Sollte der Gefragte etwa als Scharfrichter auf den vielbesuchten Karnevalsball gehen?

Herr Deibler ist wieder in Paris, herzkrank, und er prozessiert mit seinem Parterremieter, der nicht ausziehen und ihm, dem Hausherrn, das Treppensteigen ersparen will.

Herr Deibler und seine Maschine — wenn man sie so sieht — spielen nur so. Es geht alles so glatt und leicht. Freilich, jedes Spiel kostet einem Menschen den Kopf. H. F.

Der Nutznießer der zusammengeschrumpften Entfernung.

Das hätte sich unsere neuzeitliche Verkehrstechnik, die die Entfernungen von Jahr zu Jahr zusammenschrumpfen läßt, wohl nie träumen lassen, daß sie der — Spielhölle von Monte Carlo einmal die „Hasen" in die Küche jagt. Während in der Vorkriegszeit die Amerikaner nur etwa 14 Prozent Opfer für Monte Carlo stellten, haben sie es in den letzten Jahren bereits auf 28 Prozent gebracht und erreichen damit einen kaum zu beneidenden Rekord. Vor dem Kriege waren Inhaber des „Rekords", und zwar mit 25 Prozent, die Deutschen, während die Engländer mit etwa 17 Prozent erst an zweiter Stelle kamen. Heute ist die deutsche Spielleidenschaft an Monte Carlo nur noch mit etwa 5 Prozent beteiligt, ein neuer Beweis, wie oft der liebe deutsche Michel heute seine Groschen herumdrehen muß.

Um so fettere Brieftaschen bringen aber die Spielwütigen aus Dollarika über den Ozean herüber, denn in letzten Jahren hat Monte Carlo 1½ Milliarden (!) Goldfranken eingeheimst, gegenüber einer früheren Jahresbeute von „nur" etwa 56 bis 61 Millionen. Dafür hat sich ja auch die Zahl der Gierigen, die in Monte Carlo ihr Glück versuchen, seit dem Kriege mehr als verfünffacht. Wenn erst einmal der regelmäßige Transozeanflugverkehr da ist, dann kann es ja noch heiterer werden!

Ohrfeigen im Theater.

Im italienischen Theater pflegt es nie ganz leise herzugehen. Während oben auf der Bühne die Schauspieler lebhaft agieren, schreien drunten im Parkett die Bambini, die die Mütter vorsorglich mitgebracht haben, Limonadenhändler drängen sich durch die Reihen und bieten ihre Waren aus, Stühle werden mit Geräusch hin und her geschoben, denn nur selten gibt es eingebaute Sitze. In den Logen schwatzen ganze Familien miteinander, Lebemänner kehren der Bühne den Rücken und betrachten mit Operngläsern die Schönen und machen ungeniert ihre Bemerkungen. Bei offener Szene wird applaudiert, Bravo und da capo gerufen, aber auch gepfiffen, gezischt und gekräht.

So machten private Auseinandersetzungen im allgemeinen wenig Eindruck auf die Zuschauer, erst als dieser Tage zwei Herren im Teatro Rossini in Venedig sich zu ohrfeigen begannen, wurde das Publikum aufmerksam. Ein paar Spaßvögel riefen Feuer, und schon brach eine ungeheure Panik aus. Alles stürzte zu den Ausgängen, und nur mit Mühe gelang es den Carabinieris, das Publikum zu beruhigen. Die beiden streitsüchtigen Herren wurden abgeführt, und das Stück konnte seinen Fortgang nehmen.

■ Aus aller Welt. ■

Der russische Staat baut für 250 Millionen Goldrubel Theater. Der russische Staat hat beschlossen, die gesamte Sowjetrussische Republik mit einem einheitlichen Netz von Nationaltheatern zu überziehen. Sämtliche Städte mit mehr als dreißigtausend Einwohnern sollen ein eigenes Theater erhalten. Man will diesen Plan im Laufe von fünf Jahren durchführen. Das Staatliche Kunstamt in Moskau, dem diese Theater unterstehen werden, hat zur Durchführung des Planes 250 Millionen Goldrubel bewilligt erhalten. Wie es heißt, sollen diese Theater lediglich künstlerischen Zwecken dienen. Bei der Art der russischen Regierung ist es aber eine Selbstverständlichkeit, daß diese Theater mehr oder minder auch den politischen Plänen der Sowjetrussischen Republik dienen werden.

Ein tschechisches Theater in Wien. Ein Konsortium aus Preßburg will in Wien ein ständiges tschechisches Theater errichten. Die tschechische Regierung wird dieses Theater subventionieren.

Lappländisches Rindvieh. Es ist klein, etwa von der Größe unserer Kälber, völlig weiß und sehr schön gebaut. Die Milch dieser lappländischen Kühe soll einen vorzüglichen, einzigartigen Geschmack haben. Sie besteht sozusagen aus lauter Rahm und ist so dickflüssig, daß fast der Löffel darin stehen bleibt. Dies hat seine Ursache in der trefflichen Sommernahrung des Rindviehs. Es frißt nämlich in den Wäldern nur Schößlinge und junge Zweige. Die Lappländer pflegen die Milch, mit Tee vermischt, als Salbe gegen Mückenstiche zu verwenden. Sie bestreichen sich Gesicht, Hals, Arme und Hände damit und bleiben so von dieser Plage völlig befreit. Reisende müssen dasselbe tun, da weder Schleier, noch lederne Handschuhe einen genügenden Schutz gegen die zudringlichen und gefährlichen Plagegeister bieten.

Ein Sprengstoff von gewaltiger Wirkung. Gegenwärtig werden in Amerika sehr interessante Versuche mit einem neuen Sprengmaterial angestellt, das erst kürzlich von einem ehemaligen Offizier der amerikanischen Armee, Hauptmann Zimmer, erfunden worden ist. Nach den Fachberichten soll der neue Sprengstoff, der ein grünlich-graues feines Pulver darstellt und Radium-Atonit genannt wird, eine viel stärkere Sprengwirkung besitzen als Dynamit, ja auch als das stark explosive Trinitroluol. Da die in letzter Zeit ausgeführten Versuche den Beweis erbrachten, daß die Wirkung des Radium-Antonit tatsächlich die höchste bisher erreichte Sprengkraft der beiden anderen erwähnten Sprengstoffe besitzt, die Fabrikation des neuen Sprengstoffs jedoch viel billiger kommt, setzt man die Versuche noch weiter fort.

Nach dem Mittelpunkt der Erde. Nach dem Mittelpunkt der Erde zu gelangen, wie es Jules Verne so phantastisch ausgeklügelt hat, dürfte wohl menschenunmöglich sein. Der Durchschnitt des Erdhalbmessers beträgt 6 367 648 Meter. Immerhin sind bei Bohrungen schon ganz erstaunliche Resultate erzielt worden; und das tiefste Bohrloch der Erde mit 2240 Meter niedergebracht zu haben, darf sich die kleine Ortschaft Czuchow in Oberschlesien rühmen. Das nächsttiefe Bohrloch mit 2003,34 Meter befindet sich in Paruschowitz bei Rybnik (Oberschlesien). Bei ersterer Bohrung wurde ein Anwachsen der Temperatur um 1 Grad Celsius auf je 31,8 Meter, die höchste Temperatur mit 83,4 Grad gemessen.

■ Fröhliche Ecke. ■

Schauspieler. „Gestern als Romeo starb ich so natürlich, daß im Parkett jemand in Ohnmacht fiel."
„Ja?"
„Es war der Mann, der meine Lebensversicherung abgeschlossen hat."

Die Bildung. „Wohin rennst denn?" — „Dös geht di an Dreck an. Jn'n Arbeiterbildungsverein!"